

**Tansania – früher Deutsch-Ostafrika – im Spiegel zeitgenössischer, deutscher Literatur:  
Usambara erschien 2007 – Sehnsuchtsorte 2017 – Am siebten Tag flog ich zurück 2021**

**Achill Moser** (Jahrgang 1954 – nach langer Zeit unter nomadisierenden Völkern in Afrika und Asien nun in Hamburg lebend) zählt 2017 in einer Sammlung von Essays zu seinen **Sehnsuchtsorten** neben Florenz und Ithaka auch Marrakesch, Timbuktu und **Sansibar**.



Darüber schreibt er unter der Überschrift „Inselsehnsucht“. *Der Traum vom Paradies*:

„Keine Region der Erde ist so häufig zur Sehnsuchts-Metapher erklärt worden wie jene Inselwelten, die in einem ozeanischen Kosmos liegen, weit weg vom Rest der Welt. ... Vielleicht ist es ja tatsächlich der Traum vom Garten Eden, die ewige Sehnsucht nach einem idyllischen Arkadien. ... Dieses Blau! Überirdisch, unbegreiflich. Schier grenzenlos dehnte sich das leuchtend blaue Meer unter einem ebenso strahlend blauen Himmel. ... Unweit der Ostküste Afrikas war ich im Indischen Ozean auf einer afrikanisch-arabischen Dhau unterwegs. ... Ein Suaheli Sammelbegriff für ein aus Holz gebautes Lastenschiff, dessen dreieckiges Lateinersegel noch vor kaum hundert Jahren in den Gewässern zwischen Afrika und Arabien als Zeichen des Schreckens galt, weil es von Seeräubern und Sklavenhändlern benutzt wurde, die von Überfällen und Menschenhandel lebten. Heute transportieren die wendigen Lastensegler vor allem Tee, Datteln, Gewürze, Trockenfisch und Mangrovenholz. Auf einer dieser nostalgischen Dhau wollte ich nach Sansibar segeln. ... - Inbegriff aller exotischen Phantasien und einst Hauptstadt des Oman, dann Sultanat unter portugiesischem und britischem Protektorat.

Wir erinnern uns an den derzeitigen Literaturnobelpreisträger Abdulrazak Gurnah, der dort 1948 geboren wurde und 1994 in seiner neuen englischen Heimat mehrere Romane veröffentlichte, in welchen dieser Traum vom Paradies in Frage gestellt wird. Aber der Besucher aus Deutschland träumt zunächst weiter:

„Die Nächte an Bord der Dhau waren kurz. Schon mit dem ersten Dämmerlicht wurde ich von den Gebetsrufen der Seeleute geweckt, die alle fromme Muslime waren. Mit bunten Käppchen knieten sie zum Sonnenaufgang auf einer Bastmatte an Deck und verbeugten sich gen Mekka. ... Am nächsten Morgen strahlten Sonne und Himmelsblau über Sansibar-Stadt ... Die Exotik der Stadt faszinierte mich sofort. In den belebten Straßen war es schon am frühen Vormittag unglaublich schwül und die feuchtwarme Luft war mit dem Duft von Gewürznelken und fauliger Süße geschwängert. ... Hier im alten Dhau-Hafen von Sansibar-Stadt, brachten arabische Sklavenhändler im 17. und 18. Jahrhundert Millionen von Afrikanern an Land, die sie aus Schwarzafrika verschleppt hatten. - Die alptraumhaften Zustände auf dem damaligen Sklavenmarkt, unweit des Hafens, schilderte der Engländer Thomas Smollet, Kapitän des britischen Forschungsschiffes *Ternate* im Jahre 1811: ‚Die Schau beginnt um vier Uhr nachmittags. Die Sklaven werden wahrlich herausgeputzt, um den größten Gewinn herauszuziehen: Die Haut wird gereinigt und mit Kokosöl poliert, die Gesichter werden mit roten und weißen Streifen bemalt (...), dann werden sie in einer Reihe aufgestellt, gestaffelt nach Größe und Alter ...‘.“

Moser besichtigt die ehemaligen Sklavenkammern im Stadt-Zentrum, wo 1873 die *Church of Christ Cathedral* gegründet wurde: „Mustafa, ein junger Guide, führte mich in die ehemaligen Sklavenkammern, die sich unter der Kirche befanden ... Die Decken der feuchtkalten Kerkerzellen waren so niedrig, dass ich nicht aufrecht stehen konnte. Wie wilde Tiere waren hier Männer, Frauen und Kinder aus Schwarzafrika an Eisenketten gefangen gehalten worden. ... Damals erlebte Sansibar eine wahre Blütezeit als Handelsmetropole. ... Vor allem im engen Gassengewirr der historischen Altstadt, auch *Stone Town* genannt, wirkten viele Häuser wie aus einem Märchen von Scheherazade. ...

Fast dreitausend Bauten ... erinnern an jene Zeit, als die Sansibarier mit Gewürzen, Elfenbein und Sklaven so hohe Gewinne erzielten, dass der Sultan von Oman seinen Sitz samt dreier Ehefrauen und fünfundsiebzig Konkubinen auf das entrückte Eiland verlegte.“ Ein repräsentatives Beispiel für Mosers gelegentlichen süffisanten Stil. Aber er kann auch manchmal relativ sachlich-nüchtern schreiben:

An manchen Tagen spazierte ich stundenlang durch das Labyrinth der Altstadt ... Ich grüßte im Vorübergehen Händler und Straßenhandwerker ... Ich sah Frauen mit Henna-Malereien an Händen und Füßen, die in leuchtende Kanga-Tücher gekleidet waren – gelb, orange, rot, rosa, blau und grün. Was für eine Farbigkeit Und nicht zu vergessen die Vielfalt der Völker: Araber, Inder, Perser, Schwarzafrikaner – Muslime, Christen, Hindus; und alle lebten friedlich miteinander. Pluralität hat auf Sansibar Tradition ... Doch Sansibar ist weit mehr als nur ein Schmelztiegel der Kulturen: tropisches Palmen-paradies und romantisches Reiseziel, schwüles Treibhaus und duftende Gewürzinsel, pulsierendes Handelszentrum und Drehscheibe internationaler Politik, zauberhaftes Tauchdorado und Hochburg der Muslime.“

Auf der Terrasse eines Restaurants mit Seeblick ließ sich Moser „eine kleine Mahlzeit schmecken und blätterte nebenher ... im Reisebericht *Wie ich Livingstone fand* von Henry M. Stanley (1841-1904)“, wo er unter anderem lesen konnte: *Sansibar ist das Bagdad, das Isfahan, wie man will, von Ostafrika. Es ist der große Markt, welcher die Elfenbeinhändler aus dem Inneren Afrikas anlockt, Dahin kommen das Kopalharz, die Häute, das Bauholz und die schwarzen Sklaven Afrikas. ... Dieselbe Art des Handelns herrscht hier wie in allen mohammedanischen Ländern vor, ja, es ist dieselbe, wie sie lange vor der Geburt Moses‘ existiert hat. ...*

Moser selbst schreibt später schwelgerisch: „Dieses Eiland muss man wahrlich paradiesisch nennen: Millionen von Palmen, deren Wipfel mächtige Blätterkuppeln bildeten, wechselten mit Maniokfeldern, Bananenstauden, Kaffee- und Pfefferbeerensträuchern. Ich sah Zimt-, Tulpen-, Muskatnuss- und Brotfruchtbäume, bestaunte Ananas, Ingwer, Lemongrass, grünen Kardamom, rote Chilischoten, kastanien-ähnliche Lippenstiftfrüchte und nie gesehene Bäume, deren Blüten so rot waren, als würden sie in Flammen stehen.“ (S.220f.)

Das Wort ‚Paradies‘ finden wir immer wieder in Mosers Darstellung: „Irgendwer hatte mir gesagt: ‚Sie müssen nach Changuu Island. Es ist ein Stück vom Paradies!‘ So kam es, dass zwei junge Sansibarier mich in einem langen Einbaum stakend und segelnd über eine sechs Kilometer breite Meerenge brachten. ... Ich fühlte mich wie Robinson Crusoe, als ich auf einem schmalen Pfad durch den tropischen Pflanzenwald streifte, der aus windzerzausten Palmen, verflochtenen Mangrovenhainen und üppigem Buschwerk bestand. Ein Ort, in dem man den Rest der Welt völlig vergessen konnte. Es war, als wäre ich in einen verzauberten Garten geraten mit bunten Vögeln und Riesenschildkröten, die von arabischen Seeleuten vor beinahe hundert Jahren vom Seychellenatoll Aldabra nach Changuu Island gebracht wurden.“

Diese Formulierungen lassen uns ohne zu zögern an Gurnahs Beschreibung des Gartens der Mistress und an das Gartenidyll denken, von dem das Ehepaar im Landesinneren, bei dem Yusuf einige Zeit verbringt, nur träumen kann: „Du wirst dich an das Gestrüpp und die Schlangen gewöhnen und einfach weiter von deinem Paradiesgarten träumen müssen, bis dein Onkel dich wieder abholt.“ (S.84)

Auch Moser kennt wie Gurnah die andere Seite des Sehnsuchtsorts: „... diese Insel war nicht nur idyllisches Paradies, sondern auch ein Ort des Schreckens. Das wurde mir deutlich bewusst, als ich unvermittelt vor den Überresten des Zuchthauses stand, in dessen Zellentrakten noch vor hundert Jahren [also zu der Zeit, mit der sich beide unlängst hier besprochenen Romane Gurnahs befassen] afrikanische Sklaven inhaftiert waren, weshalb das Atoll auch ‚Prison Island‘ heißt. Es war noch alles da: die Verliese und Zellen, nur wenige Quadratmeter groß, die massiven Eisenketten und vergitterten Fenster, hinter denen die Eingekerkerten einst hockten und in die inzwischen dichtes Grün hineinwucherte.“

In Gurnahs fiktionaler Welt ist nicht nur die Mistress, die Ehefrau eines wohlhabenden Kaufmanns, hinter einem ummauerten Garten eingesperrt, sondern Jugendliche, deren Väter nicht bezahlen können, werden als Pfand genommen und müssen als Hausklaven arbeiten und in einer Karawane mitziehen.

„Unvermittelt musste ich daran denken, dass beide Inselwelten – Changuu und Sansibar – ihre gegensätzlichen Gesichter hatten, die von Idylle und Schrecken geprägt waren. Changuu Island und Sansibar waren in der historischen Rückschau immer beides – Archipele der Glücksseligen und Inseln der Verdammten“.

So endet Mosers Essay über Sansibar, bevor er sich nach Ithaka begibt, in die Heimat des sagenhaften Helden Odysseus, und uns an seinen Gerüchen teilhaben lässt: „Wenn ich an Ithaka denke, rieche ich Olivenöl, Ziegenkäse, trockenen Retsina-Wein und gebratenen Fisch“.

\*\*\*

Auch Arnold Stadler (geboren 1954) zog es 2017 nach Tansania, also im gleichen Jahr, in dem Moser seine *Sehnsuchtsorte* veröffentlichte. Im Auftrag der *Zeit* schrieb er einen Artikel über ein von ihm ausgewähltes Ziel, den er zu einem Roman ausbaute, der 2021 erschien, also erst nach der englischsprachigen Ausgabe von Gurnahs *Afterlives*.

Der Roman besteht aus einem so genannten Präludium und sechs Abschnitten für die sechs Tage, die der Ich-Erzähler unterhalb des Kilimandscharos verbringt, und es fallen mehrere wiederkehrende Leitmotive auf: zunächst ist dies der Makadam, mit dem seit seiner Kindheit die natürlichen Wege zuplanziert wurden und der allmählich auch in Tansania die Landschaft und das Leben verändert.

Dann sind es Fliege, Smoking und Lackschuhe, die der Reisende im Gepäck hat, weil er nach den sieben Tagen zu einem Empfang unter Männern in Bremen eingeladen ist. - Immer wieder betont er, dass er im Unterschied zu den sonstigen Touristen nicht auf den Berg steigen wird, auch wenn er sich zu einer Safari breitschlagen lässt.



Der Anlass für seine kurze Reise ist nämlich kein touristischer, sondern die „ungeheure Sehnsucht“, den Kilimandscharo in der Realität aus der Perspektive sehen zu können, die der Stuttgarter Maler Fritz Lang – nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Regisseur der Filme *Metropolis* (1927) und *M* (1931) – auf dem Ölgemälde *Der Kibo* (1931) eingenommen hatte und das seit seiner Kindheit im Haus seiner Eltern bei Meßkirch über dem Esstisch gehangen hatte und nunmehr über seinem eigenen Schreibtisch.

Bei seinen Reflexionen und Wahrnehmungen geht es ihm als „Landmensch“ letzten Endes um die Erkundung des eigenen Ichs – und trotzdem oder vielleicht gerade deshalb gibt es zahlreiche Anknüpfungspunkte zu Gurnah, der in demselben Jahr den Literatur-Nobelpreis erhielt, in dem Stadlers Buch erschien, dessen Autor 1999 mit dem bedeutendsten deutschen Literaturpreis, dem Georg-Büchner-Preis, ausgezeichnet worden war und der schon zu mehreren Nobelpreisträgern Kontakt hatte, wie wir bald erfahren werden.

„Dorthin, wo der Mensch von heute das Paradies von einst ortete, war ich nun unterwegs. Ich, einer, der immer noch ‚ich‘ sagte. [...] Es war am Tag der Heiligen Drei Könige, die sich einst wohl von Persien aus nach Bethlehem aufgemacht hatten, um in einem Stall einem Kind als Retter des Universums zu huldigen. [...] Ich hatte allerdings nur den Auftrag eines Wochenmagazins, das die Zeit im Namen mit sich führte, für eine Reisebeilage zur Internationalen Tourismusmesse in Berlin“. - Bei dem Ich-Erzähler handelt es sich also um das Alter Ego des Verfassers und er verheimlicht auch nicht, dass er an andere Menschen anknüpft, die sich vom Kilimandscharo angezogen fühlten (an Hervé Guibert, Christoph Hamann, den französischen Sänger Pascal Danel) und sich von denen absetzt, „die wussten, wo es langging, zum großen Beispiel Odysseus, Magellan, Humboldt, McAdam, Hemingway, Lord Byron, Reinhold Messner, Cook, Drake – und all die Seeräuber.“ (S.13 ... S.23)

Sein literarisches Interesse führt er auf seine Mitgliedschaft beim *Deutschen Bücherbund* zurück, was mich mit ihm verbindet, ihn aber viel weiter nach oben führte als mich - nämlich bis zu Kontakten mit Heinrich Böll, Herta Müller, Peter Handke und Leicester Hemingway: „Meine Besuche bei den Hemingways lagen nun auch schon so lange zurück, wie die Mauer gefallen war. Und so lange, wie sie gestanden hatte. Ich sagte damals Leicester freilich nichts davon, wie wenig mir sein Bruder Hemingway bedeutete. [...] Bei den Hemingways in Miami hing über dem Speisezimmertisch der große Bruder Ernest, bei uns war es der Kilimandscharo.“ (S.30 ... 33) Und selbst Horst Köhler zählt zu seinen Bekannten: „Eine Reise mit dem Bundespräsidenten, ausgerechnet nach Afrika!, war ja an dessen plötzlichem Rücktritt gescheitert“. (S.36)

Nicht ohne Sarkasmus kommt der Ich-Erzähler auch auf Dinge zu sprechen, die sich in Europa abspielen, nachdem Leute aus Afrika ihr dortiges ‚Paradies‘ verlassen und es in Europa neu aufzubauen versuchen: „Nur in der ersten Zeit der Begrüßungs- und Umarmungseuphorie gab es dann eine Banane und mehr vor dem Lager am Westbahnhof in Wien, und auch noch in Salzburg, Freilassing und München [...]“ (S.52) „Vor mir im Flugzeug, in der Business-Class zwischen Addis Abeba und Kilimandscharo International, hatte eine Delegation gesessen, unterwegs zur Vorbereitung der Weltbevölkerungskonferenz, die im November 2019 in Kenia stattfinden würde. [...] Auch in der Stadt mit dem schönen Namen Arusha fanden ja immer wieder Konferenzen statt; erst recht seit dem Ruanda-Tribunal, das gerade in Arusha geendet hatte und ausgegangen war – wie ein von Johann Peter Hebel her geschulter Leser gesagt hätte – ‚wie das Hornberger Schießen‘“.

Eben jenes Arusha ist das erste Ziel unseres Ich-Erzählers, der mit seinem Chauffeur Freddy auf der neuen Schnellstraße unterwegs ist. „Die Schienen für die Züge waren von den Kolonialherren – die sich damals aber nicht so nannten, sondern Schutzmächte – parallel zur Straße gelegt worden. [...] Und als ich dann auf der Terrasse der AFRICAN VIEW LODGE stand und auf der anderen Seite dies alles sah, konnte ich es nicht fassen, dass es von hier aus war, dass sie sich durch die Wüste und übers Meer aufmachten – da geht man doch nicht fort.“ (S.72)

„Und nun war ich da. Wohin ich ... An einem Ort, der zu den Paradiesen der Erde gerechnet wurde.— Das Wort ‚Paradies‘ kam aus dem Altiranischen und so via Babylon und die ‚Babylonische Gefangenschaft‘ (von 585 bis 535 vor Chr.) nach Jerusalem. Und in der Heiligen Stadt Jerusalem kamen das Paradies und Eden ins zweite Kapitel der Bibel. Landete im Tempelarchiv, das Paradies, aus dem alten Iran über Babylon nach Jerusalem. ‚An den Flüssen von Babel saßen wir und weinten‘.“

Diesen Stil, in dem die Gedankenassoziationen des Protagonisten nahezu unvermittelt wiedergegeben werden, hat Stadler bei James Joyce kennengelernt, dessen Roman ‚Ulysses‘ es beim *Deutschen Bücherbund* als Hauptvorschlagsband gab, den man lesen musste, auch wenn man ihn nicht verstand. Aber Gurnah und seine Darstellung davon, wie ambivalent sein Paradies war, haben wir im Sindelfinger Literaturklub gelesen und wohl ebenfalls verstanden.

Am zweiten Tag lernt auch unser Sechstage-Reisender die andere Seite der Idylle kennen: „das älteste Gebäude der Stadt [...], nun das Museum von Arusha, einst der Sitz des preußischen Herrn Bock von Wülflingen, ein selten besuchtes Mahnmal der Schande. [...] Die Beschriftung der Exponate war auf Kiswahili, einer Sprache, die die Deutschen von der Küste her zum Fuß des Kilimandscharo importiert hatte Eigentümlich oder nicht: Anders als die anderen Kolonialmächte hätten die Deutschen keinen Wert darauf gelegt, das Deutsche einzuführen, anders als die Engländer und die Franzosen. Den Holländern war es egal. War es ein Superrassismus, im Wahn, die Schwarzen hätten die deutsche Sprache nicht verdient?“ (S.90ff.) - Auch Gurnah berührt diesen Aspekt, wenn der deutsche Pastor seinem Schützling Hamza die Lektüre von Schiller und Heine nicht zutraut – wegen ihrer so anspruchsvollen Sprache!

Dann werden wir bei Stadler an Alfred Andersch erinnert, der in seinem 1957 erschienenen Text *Sansibar oder der letzte Grund* die Insel für seine unter dem Nationalsozialismus leidenden Protagonisten als einen utopischen Ort einer besseren Zukunft zeichnet: kein Wort davon, dass sie „einst Hauptverladestation der Sklaven auf ihrem Weg nach Norden und Osten“ (S.95) war. So erinnert sich das Ich an seine Schullektüre. Allerdings setzt auch Gurnah diesbezüglich andere Schwerpunkte.

In den Vitrinen des Museums erfährt man aber darüber hinaus vieles, das in Gurnahs Romanen nebenbei erwähnt wird: das Leben von Julius Nyerere, dem ersten, sozialistischen Staatspräsidenten von Tansania, wird ausführlich dargestellt, ebenso das „Treiben des ersten Zivilisationsbringers namens Carl Peters“, der Pfarrerssohn war und den Kilimandscharo in ‚Kaiser-Wilhelm-Spitze‘ umbenannte, eine wichtige Szene in Hamanns Roman. Der von den Deutschen so sehr begeisterte Ilyas in *Afterlives* spielt eine Rolle neben Hans Albers im Film *Carl Peters*, bevor er ins Konzentrationslager Sachsenhausen kommt und dort stirbt. Von Arnold Stadler erfahren wir, dass der entsprechende Film heute noch existiert, aber ihn anzusehen genehmigungspflichtig ist.

Nach dem Museum, in das sich nur wenige Touristen verirren, führt die Sightseeingtour in eine katholische Kirche, in der gerade gesungen wird. „Es war ‚Großer Gott wir loben dich‘ auf Swahili. Ich konnte mitsingen. Kannte sogar die Nummer im Gesangbuch zu Hause. War das Heimat?“ (S.115) - In der Auseinandersetzung mit dem Fremden lernt Stadlers Erzähler sich selbst besser kennen und hinterfragen. Und wir informieren uns über den heute 67jährigen Autor und erfahren, dass er Theologie studierte und ursprünglich Priester werden wollte, bevor er das Schreiben zu seinem Beruf machte.

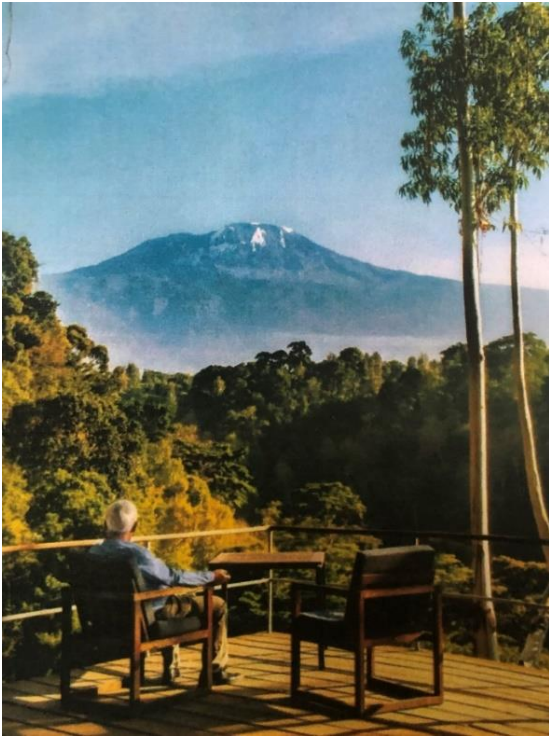
Am dritten Tag geht es über Land auf die Suche nach der Momellafarm, die der Ich-Erzähler unbedingt sehen muss, sein Fahrer aber nicht kennen will und somit auch nicht findet. Währenddessen reflektiert er über sich als Mensch vom Lande („aus Schwäbisch Mesopotamien“) und sieht viele Parallelen zu den Leuten südlich des Kilimandscharos und ihren Gepflogenheiten: „Es war hier wie dort. Und die Feste waren auch am Sonntag. Mir kam nun die Freude des Sonntagmorgens, die Einweihung des Feuerwehrhauses, es hätte auch ein Krematorium sein können, die Musikkapelle, die voranschritt ... [...] Über die Wege liefen Kühe. Und sogleich fiel mir das Milchgeld ein ... Schon dieses Wort rührte mich, und ich sah mich nun zwischen dem Kilimandscharo und dem Meru auf dem Weg zur Molkerei [...] (S.125ff.) Diesen Stil, im Gegenwärtigen sich das Vergangene bewusst zu machen und umgekehrt – pflegt Hamann, den Stadler ja auch erwähnt, bis ins Extreme. Dazu aber später!

Zurück am Swimmingpool der Lodge kreisen Stadlers Gedanken immer weiter – hier darf man ohne Zweifel den Erzähler mit dem Autor gleichsetzen: „[...] Vom Giftpfeil zum Napalm. [...] Vom Wurfgeschoss zur Wasserstoffbombe. Vom Frühstücksei zur Materialschlacht. Vom Zweikampfmesser zum Kampfbomber. [...] Und mich wunderte es am meisten, warum es Menschen gab, die da keinen Zusammenhang herstellten, etwas vom Waffenexport zur Flüchtlingswelle. Zu den Menschen, die vor diesen Waffen zu uns geflohen waren und weiter flohen.“ (S.135).

Auch im Gespräch mit einer Touristin namens Inge kann er sich nicht stoppen: „Ich kam derart ins Reden, dass sie mich für einen Politiker auf Wahlkampftermin halten mochte, der von zwei Fragen hätte drei beantworten können. Und keine Frage von all meinen Fragen hatte sie mir bisher gestellt.“ (S.142) Es geht dabei um „die blonde Inge“ in Thomas Manns Novelle *Tonio Kröger*, die Grünen und Petra Kelly, die roten Khmer, Nicaragua, Chile, Grenada, ... „die Millionen Toten von Runda“ (S.140ff.). Erst abends beim Zubettgehen lenken ihn sein Smoking und seine Lackschuhe von solchen Gedanken ab, „denn ich würde vor Bremen nicht mehr nach Hause kommen. Das erschien mir mittlerweile wie ein Witz im Vollbildmodus.“ (S.53) Dieses Leitmotiv haben wir zu Beginn unserer Ausführungen vorgestellt. - Am vierten Tag steht eine Safari auf dem Programm: ein Tag und eine Nacht im „Kambi ya Tembo, übersetzt etwa: ‚Da, wo die Elefanten zum Wasser kommen‘“ (S.168) - in Begleitung von zwei Frauen aus Seattle. „Bewacht und bedient wurden wir von Massai, die sich an die von Wilhelm und seinen englischen Vetter mit dem Lineal gezogenen Grenzen nicht hielten.“ (S.172) - Diese Bemerkung werden wir besser verstehen, wenn wir später den Umschlag zu Christof Hamanns Roman *Usambara* betrachten.

Zur Safari reist eine Fotografin an: „Und ja, Sie glauben es nicht: Sie war extra meinerwegen von Mombasa nach Kilimandscharo International geflogen, um mich für das Hochglanzmagazin und die Internationale Tourismusmesse Berlin zu fotografieren“ (S.167), so spricht der Erzähler zu uns Lesern. Die Fotos, die die Fotografin machte, erschienen tatsächlich im März 2017 im *Zeitmagazin* und eines davon zeigt Stadler von hinten, auf einer Terrasse sitzend, in Betrachtung des *Kibo*, mit zwei Palmen auf der rechten Seite, und nicht „wie die Löwin in das Zebra hineinbiss, das schon bald gegessen war.“





Je mehr ich gelesen habe und je mehr ich nun für diesen Beitrag treffende Formulierungen heraussuche, desto mehr habe ich Stadlers Stil schätzen gelernt – und ich habe des Öfteren vergessen, warum ich mich mit dem Buch beschäftigte: Seine Ironie und die scheinbare Leichtigkeit, mit der er selbst die umstrittensten politischen Themen streift, setzen natürlich eine Leserschaft mit einigem Vorwissen voraus. - In diesem Zusammenhang vertieft sich Stadlers Alter Ego in Bilder aus Tierfilmen und TV-Bilder vom 25.12.1989, die zeigen, „wie die Kinder der Revolution die Kinder der Revolution [kein Druckfehler!], Nicolae und Elena, noch ein letztes Mal aus dem Hubschrauber zerrten und dabei am Kopf verletzten, so dass sie bluteten.“ - Zu dieser Anspielung auf S.170 fehlt mir tatsächlich das Vorwissen, aber ich habe es bewusst unterlassen, meine Lücke zu schließen, Denn Stadlers Sprache wirkt auch ohne entsprechende Hintergrunds-Verweise.

Am fünften Tag muss der Fahrer bestochen werden, um zur Kilimandscharo View Lodge zu fahren, die gar nicht vorgesehen war. „Vielleicht wollten sie nicht, dass ich das

Paradies fände, und sie hätten es ganz für sich. [...] Doch was ich bei meiner Ankunft als erstes entdeckte, war ein luxuriöses Safarimobil mit dem Kennzeichen BASEL LAND BL, was mich freute. Das Ehepaar kam aus der Schweiz, aus Riehen, das sehr ländlich tat, und sie schauten so, als müssten sie gleich in den Stall [...]. Sie lebten abwechselnd in Namibia, Basel und im Engadin“ (S.178f.) Und nun waren sie aus Deutsch-Südwestafrika in das ehemalige Deutsch-Ostafrika gereist und werden zum Objekt für Stadlers bitterböse Kommentare über *Kilimandscharo-Utilitaristen* mit *Outdoor-Equipment* für das *Survival of the Fittest*.

Aber vor seinem Ich-Erzähler macht Stadlers Sarkasmus auch nicht Halt: „ich, ein Trottel, der mit Smoking und Lackschuhen unterwegs war, das heißt: herumsaß, ja, ich sah mich herumsitzen zu Füßen des heiligen Berges, das heißt: untätig hinausschauen, keinerlei Anstalten, etwas Großes zu tun und tun zu wollen, ich hatte keinerlei Kampfgeist! [...] Ich war nach Darwin und seit Darwin nichts als ein nicht überlebensfähiger Irrtum, eine Chromosomen-Aberration, die seine Beobachtungen bestätigte. Also nicht geschaffen für diese Welt (S.188f.).

In der Nacht zum sechsten Tag erleben wir einen Albtraum, in dem „das kolonialistische Treiben der Preußen“, die Frau aus Köln und das Paar aus der Schweiz „mit faulen Eiern und Tomaten“ die Hauptrollen spielen. Auch Yusuf verarbeitet sein Unbehagen in Träumen und Hamanns Fritz ist fast ständig von Träumen und Traumata verfolgt. Der Ich-Erzähler verbringt „dann den ganzen Morgen und den frühen Nachmittag auf jener Terrasse mit nichts als Schauen – auf dem Tisch liegt „das Kilimandscharo-buch“ von Christof Hamann, das inzwischen auch auf meinem Schreibtisch liegt und worüber wir noch berichten werden.

Unser Weltreisender fängt an sich zu schämen. „Ja, ich schämte mich ...

... weil ich nur hinausschaute ... wegen der Welt, wie sie geworden war ... wegen der Klimakatastrophe, und weil ich so faul war ... weil ich geflogen war ... wegen meines verheerenden Fußabdrucks ... wegen meines falschen Bewusstseins ... wegen und wegen und wegen“ (S.203)

Und er zitiert den Anfang eines Mörike-Gedichts:

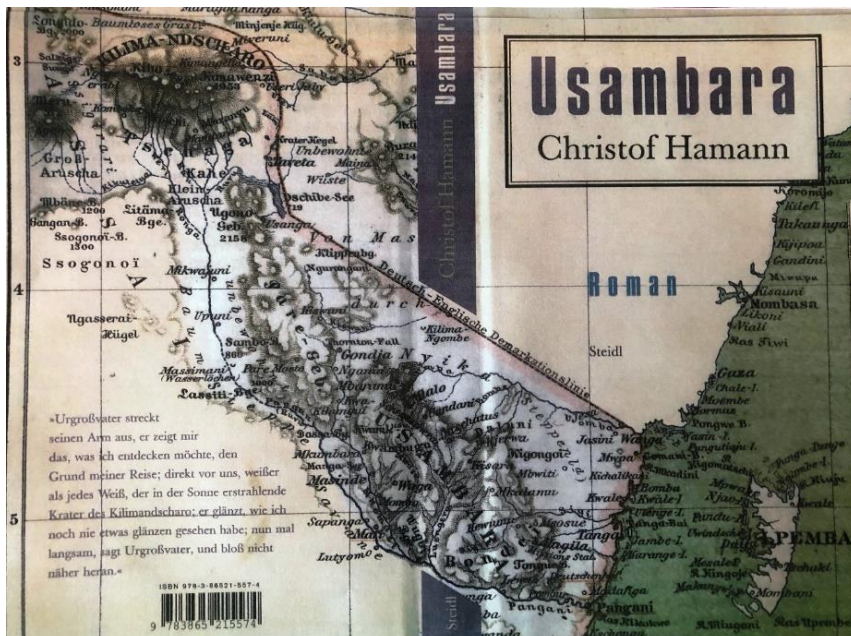
Hier lieg ich auf dem Frühlingshügel, / Die Wolke wird mein Flügel, / Ein Vogel fliegt mir voraus. [...] (S.204).

Beides ist in der Ausgabe des Fischer-Verlags in gebundener Sprache – wie Lyrik - gedruckt

Im bemerkenswerten Kontrast dazu lesen wir danach eine der abgesetzten what'sapp-Nachrichten: „heute am letzten tag der eine schuh von affen gestohlen und der smoking den ich in der sonne zum lüften ... auch weg ... hineingebissen ... [...] nur die fliege habe ich retten können und einen lackschuh ... weiß jetzt auch nicht was aus bremen wird ... (S.208f.)

Und dann widmet sich ein längerer Abschnitt im stark assoziativen Erzählmodus dem ‚Pan Schweinfurthii‘ und seinem Entdecker, von dem ich bisher nichts gehört hatte. Es handelt sich dabei um einen ostafrikanischen Schimpansen und den „humboldtartigen Afrikaforscher“ Georg Schweinfurth, nach dem er und laut Wikipedia auch Pflanzengattungen benannt wurden. Stadlers Universalgelehrter springt jedoch mit seinen Gedanken zu Adalbert Stifter, der auf dem Weg nach Triest „im selben Berggasthof, im selben Jahr wie Schweinfurth übernachtete“ (S.212). Mit weiteren, manchmal etwas pathetischen Gedankengängen, nähern wir uns dem Ende des sechsten Tages und dem Abschluss von Stadlers Roman: „Und dann stand ich vor diesem Berg, wie Gott ihn geschaffen hatte – oder nicht? Und sah ihn. Ihn, und keinen anderen. – Und nun, als wäre ich Moses, der Blick in das Gelobte Land, das Paradies. [...] Der Mensch war ein armer Mensch, der von hier vertrieben wurde“ (S.217f.) Wir Leser\*innen erinnern uns dabei an den deutschen Titel von Gurnahs Roman – Das verlorene Paradies –, an die etymologische Erklärung des Wortes ‚Paradies‘ und auch an die in Stadlers Roman angesprochenen Zusammenhänge mit gegenwärtigen Migrationsbewegungen: „Heimat war jener Ort, von dem aus sich der Mensch mit seinen Beinen in die Welt aufmachte, in der er vielleicht nie ankam.“. (S.219)

Sieben Seiten vor dem Ende des Buchs wird noch einmal die *Momellafarm* angesprochen, die der tansanische Chauffeur nicht gefunden hatte, und wir erfahren, dass es sich um ein Anwesen handelt, das Hardy Krüger dem ehemaligen Besitzer Fritz Kiehn abgekauft hatte. Dass dieser von seinen Arisierungsgewinnen bei Magirus Deutz in Ulm nicht nur diese Farm in Afrika gekauft hatte, sondern auch eine Villa in Trossingen, wo „Schirach, Baldur von“ Obdach fand, wurde schon anfangs erwähnt, aber hier am Ende ist zur Abrundung ein anderer Fritz wichtiger: „Fritz Lang, von dem ich so viel wie nichts wusste als dieses Bild, der seinen und meinen Kilimandscharo im dritten Jahr nach Afrika malte, habe sein Leben ab da in ein Vorher und ein Nachher geteilt und seine Jahre danach gezählt, so hörte ich es. Er war sechs Monate dort; ich hingegen sechs Tage und wusste nun für immer, dass die Sehnsucht nach diesem Berg, die so lange meine Zukunft war, nun in der Erinnerung mein Heimweh wäre. [...] Am siebten Tag flog ich zurück.“ (S.239). So lautet ja der Titel von Stadlers essayistischem Roman.



Assoziatives Erzählen ist ein Kennzeichen moderner Romane und erfordert oft konzentriertes Lesen; dies ist umso schwieriger, wenn der Autor darüber hinaus sich zwischen unterschiedlichen zeitlichen Ebenen und Figurenkonstellationen hin- und herbewegt, sich ins Surreale begibt und sogar die Prosaform verlässt. Das ist in dem Roman von Christof Hamann der Fall, den Stadlers Ich-Erzähler als „Kilimandscharobuch“ bezeichnet, dessen tatsächlicher Titel aber *Usambara* lautet und 2007 erschienen ist.

Auf der Landkarte des Umschlags ist die deutsch-englische Demarkationslinie zu erkennen, die den Lebensraum der Massai seit über hundert Jahren durchschneidet; eines indigenen Volks, das wir 1985 in *Jenseits von Afrika* mit Meryl Streep kennenlernen – nach einem Text der dänischen Autorin Tanja Blixen, mit der wir uns im April befassen werden – und von dem auch Arnold Stadler redet, seltsamer Weise aber nicht Gurnah.

Eine der Zeitebenen in Hamanns Romans deckt sich mit der in Gurnahs *Verlorenem Paradies*. Der Ich-Erzähler Fritz Jäger – ein Postbote in Wuppertal – blickt nämlich in das Jahr 1888 zurück, in dem sein Urgroßvater Leonhard Hagebucher voller Begeisterung plant, aus Erfurt über Leipzig nach Deutsch-Ostafrika aufzubrechen und die dortige Pflanzenwelt mit Hilfe einer Botanisierungstrommel festzuhalten, natürlich nicht alleine, sondern als Begleiter zweier bekannter Forschungsreisenden, Dr. Oscar Baumann und Dr. Hans Meyer – Mitherausgeber des Meyerschen Konversationslexikons.

Den Namen Leonhard Hagebucher findet man nicht unter *Wikipedia*, wohl aber in Wilhelm Raabes Roman *Abu Telfan*, der 1867 in Stuttgart erschienen ist, in welchem der junge Leipziger Student Leonhard Hagebucher sein Zuhause verlässt, um bei den Arbeiten am Suezkanal mitzuhelfen, dort aber im Ort Abu Telfan in Sklaverei gerät und erst nach mehr als zehn Jahren in eine Welt zurückkehrt, mit der er zunächst nichts mehr anzufangen weiß. Auch der Beruf des Postboten mit seinen rastlosen Beinen ist von Wilhelm Raabe – im *Stopfkuchen* – vorgebildet.

Hamanns Roman beginnt mit dem fiktiven Vorwort des Urenkels über die Bekanntheit des höchsten Berges von Afrika: „Jedes Schulkind kennt den Kilimandscharo so gut wie den Brocken oder die Schneekoppe oder den Montblanc“ (S.7), dem man wohl nicht widersprechen kann, zumal der Autor, der für diese Formulierung verantwortlich ist, Professor für neuere deutsche Literaturwissenschaft und Literaturdidaktik an der Universität zu Köln und auf postkoloniale Themen spezialisiert ist. – Beim weiteren Lesen muss man sich schnell daran gewöhnen, dass der Ich-Erzähler sich in einer ständigen Auseinandersetzung mit sich selbst, seinem Urgroßvater, seiner Mutter und seiner Freundin Camilla befindet, die ihm gesagt hat, er solle nicht seinem Großvater nacheifern und den afrikanischen Berg nicht besteigen, sondern zu sich selbst finden. Wir nehmen also wahr, dass Hamann schon zehn Jahre vor Stadler die Reise an den Kilimandscharo als Teil einer wichtigen Lebensaufgabe begreift.

Etwas überraschend wird dann unvermittelt eine groteske Szene geschildert, in der das Ich sich erbricht, andere neben ihm, schwarz und weiß getrennt, vor einer Latrine Schlange stehen und sich in geringer Entfernung schwarze Träger, schwarze Köche und Journalisten befinden – unweit einer Tribüne mit der Aufschrift *Kilimandscharo Benefit Run*. Hier wird etwas vorweggenommen, das am Ende des Romans wortwörtlich wiederholt und mit unangenehmen Details geradezu aufdringlich weiter ausgeführt wird. Fritz erleidet nämlich die gefährliche Höhenkrankheit, als er an der Benefiz-Besteigung teilnimmt, und gerät in ein Delirium. So lassen sich zunehmend konfusere Anspielungen auf Vergangenes als Zeichen dieses nicht mehr gesunden Bewusstseins interpretieren. Dabei kommen auch sexuelle Erfahrungen vor, manchmal mit obszöner Wortwahl.

Für unseren Zusammenhang werden wir uns auf Aspekte konzentrieren, die einerseits Hamanns experimentelle Erzähltechnik verdeutlichen und andererseits Vergleiche zu Gurnah und Stadler ermöglichen:

Wenn Fritz und sein Kinderfreund mit Plastikfiguren spielen, dann sind die Cowboys Forscher und die Indianer Schwarze und Araber, und in einem Buschiri-Dorf werden Gefangene genommen. Wer Gurnahs neuesten Roman oder auch nur meinen Beitrag dazu gelesen hat, weiß, dass es an der ostafrikanischen Küste 1888 zu einem Aufstand gegen die Deutschen gekommen ist – unter dem Anführer al Buschiri; wenn aber nicht, dann stellt Hamann seine Leserschaft gleich wieder vor ein Rätsel.

Parallel dazu bewegt sich Hagebucher in einer von Dr. Meyer angeführten Forschungs-Karawane „durch das kalte Usambara“ und andere „ärmliche Dörfer mit ihren viereckigen Lehmhütten“ und sammelt in seiner Botanisiertrommel „was ihm eigenartig, einzigartig vor die Augen fiel“. (S.21f.) „Bakterien, Schimmelpilze, Viren und all das kleine Getier, riesengroße Ameisen ohne Ende, Wanzen, Spinnen, Flöhe, Läuse, Bienen, Stechmücken prallten an ihm ab oder erwischten ihn nicht, weil er zu schnell war. Mit Diarrhö, Hepatitis, Hämorrhiden, eiternden Blasen oder wunden Hintern plagten sich ausschließlich die beiden Doktoren ab. Ihm kribbelte höchstens das Reisefieber in den Füßen...“ (S.25)

Ähnliche Plagen hat auch Yusufs Karawane zu erleiden gehabt. Und wie in Gurnahs *Afterlives* befinden sich in Dr. Meyers Expedition Askari und „eine ganze Reihe Träger“, die aus heiterem Himmel davonrennen, sodass sich die Anführer entschließen einen Ort aufzusuchen, „an dem die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft Einfluss“ besitzt:



„Mkumbara: Das war plötzlich das Paradies auf Erden, der Garten Eden, in dem Hagebucher den Rest der Welt vergaß. Ihm war, als halte er zum ersten Mal inne, seit er von Erfurt aus in Richtung Leipzig aufgebrochen war. [...] Da waren nur er und diese Pflanze, die mal einzeln, mal in kleinen Gruppen blühte und die von Ferne an die ihm vertrauten Veilchen erinnerte. [...] Afrikaveilchen wollte er den Fund zunächst taufen. Oder Mkumbaraveilchen in Erinnerung an das nahe gelegene Dorf? Aber schon klang ihm Usambaraveilchen angenehmer, auch geheimnisvoller, fast wie die Beschwörung einer fernen Welt“ (S.26f.)

Mit solch idyllischen Vorstellungen wurde auch Yusuf konfrontiert, aber seine Realität sah anders aus, sodass er sein ‚Paradies‘ verlässt und der deutschen Schutztruppe folgt. – Wir wissen nun, wie Hamanns Romantitel zu verstehen ist, und wir sehen auch, dass manche Passagen in relativ traditioneller, personaler Erzählweise wiedergegeben werden.

Wenn es um Fritz und die letzten Stunden seiner Mutter im Pflegeheim geht, ist die Erzählweise assoziativ oder sprunghaft; im Zusammenhang mit ihrer Beerdigung kommt es zum inneren Monolog: „Wir sind nur Gast auf Erden. Wohin wanderst du jetzt, Mutter? Der Bestattungsunternehmer hat Dir Hausschuhe angezogen, das habe ich in der Leichenhalle überprüft. Ich hätte Dir die anderen angezogen, die von früher. Angezogen hätte ich Dich, als wärest Du aus meiner Erinnerung gesprungen“ (S.50)

Über den Tod des Vaters wird im Stil eines Chronisten berichtet – aber zeitlich versetzt: „Leonhard Hagebucher war durch den Tod des Vaters aus dem Tritt gekommen. Gerade als er erneut dabei gewesen war, Fahrt aufzunehmen. Oscar Baumann in Wien war sein Ziel gewesen. Trotz der schriftlichen Absage. Er hatte sich ihm notfalls zu Füßen werfen wollen. Um jeden Preis über Wien nach Usambara. Jetzt stand er am Grab seines Vaters und morgen würde er sich über Kressebeete bücken müssen.“ (S.193f.)

Der gesponserte ‚Run‘ auf den Kibo im Frühjahr 2006 „unter der Schirmherrschaft des ehemaligen deutschen Außenministers“ (S.52) ist zwar fiktiv, verdeutlicht aber satirisch die wachsende touristische Ausbeutung des ‚heiligen Bergs‘ und nimmt auch Bezug auf andere ‚fund-raising events‘ ökologischer Natur. Tatsächlich sind die ‚Extremsportler‘ des 21. Jahrhunderts noch stärker von den Einheimischen getrennt als die ‚Naturforscher‘ mehr als hundert Jahre vorher. Die Einwohner Tansanias treten nur als Fahrer, Köche, Träger und Sanitäter der Besucher in Erscheinung.

In die Darstellung dieser Bergbesteigung mischen sich zahlreiche Gedankensplitter: „Da der Aufstieg leicht ist, atme ich zwei Schritte lang ein, zwei Schritte lang aus. Der Kopfschmerz begleitet mich. Sanft, unaufdringlich. Mit ihm kann ich leben. Mit denen, die mich überholen, auch. [...] Dann bin ich wieder allein, bis auf Urgroßvater natürlich, den ich in dieses Dickicht hineingesetzt habe und der sich, nur wenige Schritte entfernt von mir, mit der Machete einen Weg zu bahnen versucht. Und Mutter ist da, das spüre ich. Sie lauert irgendwo in der Nähe. [...] Manchmal kommt mir auch Camilla in die Quere. Ich will, dass sie zu mir zurückkommt, wenn ich zurück bin. Ich will, ich will, ich will. [...] Mutter und Hagebucher beginnen zu streiten. Ich höre ihre Stimmen, ohne sie zu verstehen. Sie kommen nicht gegen den lärmenden Kopfschmerz an.“ (S.188ff.)

Je weiter der Text fortschreitet, desto häufiger wird die Durchmischung der Zeitebenen zu einem Stilmittel, das auch drucktechnisch - mittels \* - hervorgehoben wird:

„Bei mir, der ich ja nicht so hätte gefeiert werden können, sei noch lauter geklatscht worden. Der Applaus habe gar nicht mehr enden wollen. Achtundsiebzigster, darauf könne ich mir etwas einbilden. [...] der tansanische Präsident habe im Namen seines Volks für die ökologische Großtat seinen Dank ausgesprochen. Er, Werner, sei selten so gerührt gewesen. Andere auch, das habe man

\*

Ihren Gesichtern angesehen, wie fertig sie alle sind, auf der Spitze, sie bringen zunächst keine Silbe mehr heraus, sie heulen und ringen nach Luft. Irgendwann greift Meyer in seinen Rucksack, entrollt die deutsche Fahne, deren Holzstock er mit einigen Steinen zwischen ihnen befestigt.“ (S.247f.)

Selbst in der Ich-Form wird es nicht immer deutlich, wer redet: „Ich zeige keine Regung. Nicht einmal ein Zeh wackelt“ – Das könnte aus dem Munde des sich im Delirium befindenden Bergsteigers Fritz stammen, tatsächlich aber hören wir Hagebucher: „Ich kümmere mich nicht um den Streit zwischen Meyer und Purtscheller. Sehe durch die beiden hindurch in den wolkenlosen Himmel, in die Weite, in der ich das Usambaragebirge zu erkennen glaube.“ (S.254)

Seine beiden „Mitläufer“ (!) auf dem Berg streiten sich nämlich darüber, nach wem der Berg benannt werden soll. Bei einer Art Boxkampf geht der Sieg an Kaiser Wilhelm – „Aber die anderen beiden Gipfel hier bekommt mein Kaiser. Versprochen? Franz und Joseph. Sie tragen das so in Ihre Karten ein. – Verdammt. Meinetwegen. Versprochen.“ (S.256) Hier sprechen abwechselungsweise ein Österreicher und ein Deutscher, auch wenn keine formalen Zeichen für die direkte Rede verwendet werden.

Die Schlusswendungen der beiden Gipfelbesteigungen lassen sich mittels des Begriffs ‚Folie‘ richtig zuordnen bzw. durch den in der Familie überlieferten Ratschlag: „Nun mal langsam“, ein Leitmotiv im Roman insgesamt.

Aber seine Worte dringen nicht durch.  
 Mehrfach müssen sie mich rufen.  
 Sie zerren kräftig am Seil.  
 Sie lassen nicht locker.  
 Spät erst reiße ich mich los und langsam, sehr langsam  
 rutsche ich über den Schutt

(S.258f.)

...ich schnappe nach  
 Luft, nach Silben und Lauten, nach dem erlösenden  
 aaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaa-  
 aaaaaaaaaaaaaa,  
 ja, ich reiße mich gleich zusammen, bestimmt,  
 der Berg schweigt,  
 von oben schwebt eine Folie herab,  
 alles wird eingeschweißt, reißfest,  
 schnapp,  
 schnapp,  
 schnapp.  
 Nun mal langsam.

Erst beim systematischen Durcharbeiten für diesen Beitrag ist mir bewusst geworden, wie häufig Hamann Wortspiele verwendet, die den Zusammenhang des deutschen Kolonialismus mit dem Nationalsozialismus thematisieren. In pointierter Form: „Mein Kilimandscharo. Mein Kampf“ (S.213). „Urgroßvater sagte, Mutter sagte: Das bleibt unter uns. Ich ahne warum. Mit der Ahnung ist gut leben. Mein Ahn. Mein Urahn. Ich weiß von nichts“. (S.217) Ausführlich und ernsthaft beispielsweise: „Unsere Vorstellungen von Menschenwürde dürfen wir beim Neger nicht voraussetzen; er sieht in seinem Sklavenverhältnis durchaus nichts Schimpfliches. [...] Was wir in tausendjähriger Kulturarbeit errungen haben, bis es ganz unser geistiges und ethisches Eigentum geworden ist, das können wir dem Neger nicht von heute auf morgen anziehen wollen wie ein neues Kleid, das sofort passen soll“ (S.84)

Gleichzeitig bemerke ich, dass manche Abschnitte mit Perspektivenwechsel bewusst so formuliert sind, dass sie die Leser\*innen in die falsche Richtung führen: „Nachdem sich die Augen der drei Gefangenen an das Licht gewöhnt hatte, sahen sie in der Tür die Umrisse eines ganz in weiß gekleideten Menschen, womit das Rätsel der Geiselnahme gelöst scheint. Die Araber also steckten dahinter“ (S.65). Die erlebte Rede über die geiselnehmenden Araber entlarvt unsere heutigen Vorurteile, obwohl die Textstelle tatsächlich aus der Perspektive der Forscher stammt, die *von dem Rebellenführer Buschiri bin Salim gefangen genommen und misshandelt wurden. Erst die Zusage der Zahlung eines hohen Lösegeldes brachte beide wieder in Freiheit.* So wird dies auf [https://de.wikipedia.org/wiki/Hans\\_Meyer\\_\(Afrikaforscher\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Hans_Meyer_(Afrikaforscher)) zusammengefasst, was Hamann fiktional ausgestaltet und zu kuriosen Zuspitzungen veranlasst: „Dann spien sie aus, höhnten, nun sei ihre Zeit des Putzens, des Wassertragens und Holzhackens endlich vorbei, da die Weißen diese Arbeiten übernehmen müssten“. (S.67) oder auch: „Ihre Pflanzen jedenfalls können Sie abschreiben, Hagebucher. Auch Ihr Veilchen. Ich weiß, wie sehr Sie daran hängen... Aber schauen Sie mich an! Einen Kranken ohne Medizin. Wie soll ich die nächsten Tage überleben?“ (S.61) – „Der Inder ist der Jude Afrikas. Verschlagen und heimtückisch, betrügt er alle, auch Vater und Mutter.“ (S.71) - „Du Krämerseele, Du Halsabschneider [...], Du bist ja schlimmer als die Juden bei uns“ (S.74) Unter solchen Ausrufen ist Dr. Meyer bereit, einen Vertrag abzuschließen, mit dem sie freikommen.

Gurnah kommt auch nicht ganz ohne Schimpfwörter aus, um darauf hinzuweisen, dass die Kaufleute arabischer Abstammung sich gut durchschlagen. Er zeigt dabei die gegenseitigen Vorurteile der multi-kulturellen Gesellschaft am Ende des 19. Jahrhunderts – aber antisemitische Vergleiche sind nur unter den deutsch-österreichischen Sprechern bei Hamann überzeugend zu platzieren.

Mit dem Namen Buschiri ist mehr verbunden, als die Geiselname der uns bekannten drei Forscher. Tatsächlich war er die treibende Kraft in einer Widerstandsbewegung gegen die von Carl Peters auf ostafrikanischem Boden errichtete Handelsgesellschaft, die sich immer mehr als Besatzungsmacht aufspielte: „Hätten sich die überheblichen Trottel wenigstens freundlich verhalten, sich auf ihren Zolldienst beschränkt [...]. Stattdessen benahmen sich diese schutzlosen Deutschen völlig rücksichtslos, behandelten uns, als seien wir die Sklaven und sie die Herren, rissen unsere Fahnen herunter, um ihre eigenen zu hissen“, so hören wir Hamanns Buschiri, und mit Erstaunen nehme ich zur Kenntnis, dass diese Worte ab dem zweiten Satz tatsächlich durch Dr. Baumann schriftlich überliefert sind. [nach [https://de.wikipedia.org/wiki/Aufstand\\_der\\_ostafrikanischen\\_Küstenbevölkerung](https://de.wikipedia.org/wiki/Aufstand_der_ostafrikanischen_Küstenbevölkerung):Anm.12 Wiedergabe bei Barbara Köfler und Walter Sauer: *Scheitern in Usambara. Die Meyer-Baumann'sche Expedition in Ostafrika 1888*. Wiener Geschichtsblätter, 53, 1, 1998 bei Anm. 96 (Memento des Originals vom 1. Mai 2008 im [Internet Archive](https://www.internetarchive.org/))]

Mit Camilla Peters, der Freundin von Fritz, hat Hamann eine Figur geschaffen, die nicht vom Kilimandscharo träumt, wenn auch ihr Nachname an jenen Gründer der Handelsgesellschaft erinnert: „Bei Kilimandscharo fällt ihr nicht Hemingway ein, sondern Monty Python“ und sie hat ein geringeres Vorwissen als der Spross der Hagebuchers, sodass sich dann erzähltechnisch viele Möglichkeiten ergeben, über Vergangenes und vermutlich auch nur Erfundenes zu sprechen: „Nein, Baumann sei nicht 1889 dabei gewesen, sondern 1888. Mit Purtscheller seien Meyer und Hagebucher auf dem Kibo gewesen. Der Araberaufstand habe 1888 stattgefunden. Genau, zweimal sei Hagebucher nach Deutsch-Ostafrika gereist.“ (S.82)

Auch Gurnah legt meistens historische Informationen seinen Figuren in den Mund, er verwendet allerdings daneben einen allwissenden Erzähler, wobei wir hier nur die englische Fassung von *Afterlives* zum Vergleich haben: „Those were the years of the Bushiri uprising, during which Arab and Waswahili coastal and caravan traders resisted the German claim [Anspruch] that they were the rulers of the land. [...] Three years after the defeat of al Bushiri revolt, as Khalifa was completing his period with the tutor, the Germans were engaged in another war, this time with the Wahehe a long way in the south“, so ordnet er zu Beginn seines Romans das Geschehen ein.

Stadlers Roman bietet nichts Vergleichbares, geht es ihm doch in erster Linie um die Suche nach sich selbst – und bei genauerer Betrachtung ist dies auch bei Hamanns Erzählerfigur der Fall; eine historisch-kritische Interpretation müssen die Leser\*innen selbst leisten. Dafür bedarf es dann größerer Anstrengungen, wie wir schon anfangs feststellten.

Während ich diese Zeilen tippe (9.2.2022, 18:05 Uhr), höre ich in den SWR-Nachrichten, dass der Mannheimer Gemeinderat beschlossen hat, Straßennamen zu ändern, die auf nationalsozialistische oder kolonialistische ‚Helden‘ verweisen. Ich frage mich also, gibt es Straßen, die nach Dr. Meyer, Dr. Baumann und Purtscheller benannt wurden, oder sind diese drei Herren historisch unbedeutend gewesen? Innerhalb kürzester Zeit finde ich das Purtschellerhaus des Deutschen Alpenvereins im Berchtesgadener Land – auch Hamann lässt Fritz und Michael in der Vorbereitung auf den Kibo-Run dort bergsteigen und in der entsprechenden Hütte übernachten - und mehrere Carl- oder Karl-Peters-Straßen sowie eine in Bietigheim-Bissingen, die 2009 umbenannt wurde. In zahlreichen Städten gibt es eine Sansibarstraße und eine Usambarastraße. Mit diesen Begriffen verbinden die Nachkriegsgenerationen wohl eher Strandvergnügungen und Fensterpflanzen in kleinbürgerlichen Wohnzimmern; - und die Namen Meyer und Baumann wurden und werden vermutlich für nichtssagend gehalten. –



Nicht zu vergessen: *Sansibar* - das Schickimicki-Restaurant auf Sylt – hat inzwischen einen Ableger in Stuttgart!



Kommen wir zum Abschluss unseres Beitrags:

Hamanns 3. Kapitel steht ganz im Zeichen der Vergangenheit: „Camilla unterbrach meinen Redefluss erneut, als die drei Entdecker sich in ihrem Lager auf gut 4.300 Metern Höhe eingerichtet hatten. Tut mir leid, Fritz, ich kann nicht mehr. Ich muss ins Bett.“ (S.121)

Das 4. Kapitel befasst sich mit der Gegenwart in der Vorbereitung auf die Zukunft: ärztliche Untersuchungen, Visumbeantragung, Erledigung des Impfplans, Erstellung einer Reiseapotheke. Die Checkliste von Michael, dem Freund von Fritz, wird der von Dr. Meyer gegenübergestellt.

im 5. Kapitel werden beide Ebenen immer dichter mit einander verkoppelt und es werden sogar Zweifel formuliert, ob Hagebucher jemals am Kilimandscharo gewesen ist:

„Ich reise mit Toten. Wäre es nicht an der Zeit, endlich mit Euch Schluss zu machen. [...] Ich sehe dich sitzen, ich sehe Dich laufen. Ich sehe dich liegen, ich sehe dich rennen. [...] Mir ist schlecht. Da kommt das Sammeltaxi. Ich verstaue mein Gepäck im Kofferraum. [...] In der Schlange vor dem Check-In begegne ich meinen ersten Mitläufern. [...] Werner sitzt am Fenster, ich in der Mitte. [...] Ich sehe Urgroßvater zusammengekauert auf der Lehne zwischen Werner und mir; plötzlich springt er auf, hechtet hinaus in die Wolken, die federn wie ein Trampolin und katapultieren ihn hinauf zum Mond.“ (S.154-156)

Solche surrealen Wahrnehmungen haben hier gar nichts mit den Halluzinationen zu tun, wie sie im Zusammenhang mit der Höhenkrankheit bei der Besteigung des Bergs zu beobachten sind, sondern sie verdeutlichen, wie stark, wenn nicht sogar krankhaft eng die familiäre Verflochtenheit der Hagebuchers ausgeprägt ist.

Dazu passt dann auch folgende Bemerkung: „Er litt unter seinem Vater, anders kann ich es mir nicht vorstellen. Seine Mutter war still, fügte sich den Anordnungen ihres Mannes. Abends las sie ihm aus einem Reisebericht des Franzosen Francois Le Vaillants über Afrika vor, das war sein Glück.“ (S.167) –

„Er wollte gehen, immer weiter gehen, an sämtliche Enden der Welt, um Blumen zu finden. Weg aus den Gemüsebeeten des Vaters. Auf und davon. Fliehen. Fliegen [...] Einen Schritt zur Seite gehen, nicht mehr. Verschluckt werden von diesem Wirrwarr aus Farnen, Moos, Buschwerk und ineinander gewachsenen Ästen. Dann verdaut und ausgeschieden. [...] Werner hat mich eingeholt, heftet sich an meine Fersen. Ein Begleiter mehr. Manchmal kommt mir auch Camilla in die Quere. [...] Unsere Themen: Laufen für eine bessere Welt, Laufen als Selbstzweck. [...] Der Ex-Außenminister fliegt per Hubschrauber ein. [...] Mutter und Hagebucher beginnen zu streiten. Ich höre ihre Stimmen, ohne sie zu verstehen. Sie kommen nicht gegen den lärmenden Kopfschmerz an. (S.182 -192)

Auch im ungekürzten Originaltext setzt der gedankliche Wirrwarr uns beim Lesen ganz schön zu.

Im 6. Kapitel werden wir mit einer neuen Erzählweise konfrontiert: es finden sich Binnenerzählungen, die mit der Phrase „Es war einmal“ anfangen; eine davon beginnt folgendermaßen: „Es war einmal Dr. Bernhard Grzimek, der Onkel Fernsehdirektor, der kannte sich aus. Ritterlich sei Buschiri anfangs gewesen; er habe selbst einen Bischof vor dem wütenden Mob beschützt ...“ (S.208f.)

Daran kann ich persönlich mich nicht erinnern, wohl aber an das Äffchen, das Dr. Grzimek bei seinen Fernsehsendungen dabei hatte. Tatsächlich gibt Amann hier einen Ausschnitt von einer knappen halben Seite aus dem Buch „Serengeti darf nicht sterben“, von Bernhard und Michael Grzimek geschrieben, wortgetreu wieder. Wir erinnern uns: auch bei Arnold Stadler wird der Name Grzimek erwähnt. – Und die deutsche Nachkriegsgeneration ist sicher gut mit diesem Namen vertraut.

Im 7. Kapitel werden die beiden Gipfelbesteigungen, die des Urgroßvaters und die des Urenkels ineinander geschnitten. Dabei wird, wie wir schon früher angedeutet haben, mitten im Satz oder sogar Wort abgebrochen und nach einem Sternchen \* durch einen anderen Satzteil oder demselben Wort weitergeführt. In diesem Fall kann dies mit den Halluzinationen des Urenkels in Verbindung gebracht werden, während die vorherigen Stilmittel nicht immer überzeugen und auch stellenweise fast wie Effekthascherei wirken.



Eine Hand nach vorne, einen Fuß hinterher.  
 Die Steine.  
 Die Hand muss,  
 muss nach oben,  
 nach vorne,  
 der Fuß.  
 Urgroßvater weicht den Steinen aus.  
 Seine Beine, seine Füße, seine Hände machen sich an  
 die Verfolgung, sein Kopf wehrt sich dagegen.  
 Die Aufbietung der letzten Kräfte.  
 Die Nicht-Luft ein Sumpf.  
 Trotz  
 des  
 Gepäcks  
 gelingt  
 es  
 Hagebucher,  
 die  
 beiden  
 einzuholen,  
 so  
 dass  
 sie  
 gleichzeitig  
 auf  
 der  
 Spitze  
 an  
 lang  
 en.  
 Wahn

Das Thema der deutschen Kolonialgeschichte und die damit verbundene Kritik an der hemmungslosen, unreflektierten Begeisterung für das Fremde geht bei solchen Formulierungskünsten leider verloren, was nachfolgendes Beispiel lyrischer Prosa gut verdeutlicht.

Mit dieser lyrischen Formgestaltung weist Hamanns Romanform einige Parallelen zu Evaristos *Mädchen, Frau etc.* auf, mit denen wir uns im Mai 2021 befassten.

\*  
 sinn,  
 es sei  
 Wahnsinn gewesen,  
 absoluter Wahnsinn. Das könne sich kein Mensch vorstellen. Mindestens fünf Zeugen des ungeheuren Vorfalls habe er befragt, bevor er von der Wahrheit des Berichteten überzeugt gewesen sei. Werner, der auf dem Bett mir gegenüber Platz genommen hat, kann sich nicht beruhigen. Er sitzt nach vorne gebeugt da, die Ellbogen auf die Knie gestützt, doch zwischendurch richtet er sich immer mal wieder auf und klatscht sich auf die Schenkel. Da er erst später, nachdem ich beiseite geschafft worden war, im Lager eintraf, wisse er alles nur aus zweiter Hand. Aber abgesehen von unwichtigen Details hätten ihm alle dasselbe berichtet. Eine richtige Fontäne, vergleichbar der bei einem Vulkanausbruch, sei es gewesen, die sich aus meinem Mund auf die Umstehenden ergossen habe. Sicherlich zwei Meter hoch, so die Schätzung von Immanuel.

(S.243f.)

Inzwischen ist es Mitte März 2022 – und in den Feuilletons der zivilisierten Welt wird seit ein paar Wochen nicht mehr viel über die Bestsellerautorin Evaristo oder den Literaturnobelpreisträger Gurnah geredet, sondern vorrangig über die Freiheit der Kunst angesichts der sogenannten ‚Spezialaktionen‘ im Osten Europas. Dazu empfehle ich, den Beitrag Roland Häckers im Sindelfinger Literaturklub vom 17.6.2019 zu lesen: **Natascha Wodin: *Sie kam aus Mariupol* (2017).**

Stuttgart im Frühjahr 2022

Renate Alber-Bussas